

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 2.

Dienstag, 4. Januar.

1916.

(112. Fortsetzung.)

Die Frau auf Borg.

Humoreske von Otto Höder.

(Nachdruck verboten.)

Der Minenkönig sah ihr mit einem Blicke nach, der für seinen gewöhnlichen, nüchternen Verstandesmenschenstandpunkt tropisch genannt werden mußte. Dann rief er sich sehr vergnügt die Hände und schaute so unternehmend um sich, wie etwa ein Vierteljahrhundert früher, als er auf den Randwiesen draußen gestanden und überlegt hatte, ob er nun einen Purzelbaum schlagen oder in die Weite tollern sollte. Was war das nur für ein jugendlich übermütiges Gefühl, das ihn durchprielte? Er hatte doch nicht zu viel Wein getrunken — nein, keine Spur, die wassersimpehenden Heuchler hatten ihn eher Durst leiden lassen! Oder war's gar — des lieben Mädels Nähe mit seinem guten, aus treuem, unverdorbenem Herzen kommenden Wesen? Das war ja wie lieber Sonnenschein, schuf Leben um sich, machte warm, froh und jung — ach, so töricht und doch wieder so beseligend jung!

Er blieb sich die Antwort schuldig, trat vor einen der Spiegel und musterte sich eingehend in diesem. Die Prüfung schien ihn nicht besonders zu befriedigen. „John“, meinte er vorwurfsvoll zu seinem Spiegelbild, „du siehst wie dein eigener Vater aus. Du bist ein alter Mann — oder wenigstens auf dem besten Weg, ein solcher zu werden. Du hast schon graue Haare an den Schläfen, John, und du hast vom Leben noch nichts gehabt!“ bestätigte er mit großem Nachdruck. „Du hast dich immer für besonders smart gehalten, mein lieber John, doch fast will es mich bedünken, als liegst du nebenbei noch ein großer Esel gewesen.“

Damit ging auch er schlafen — in der engen Kabine seines Kocks.

6.

Gute Einfälle kommen in der Regel, wenn man weder Feder noch Papier zur Hand hat, sie festzuhalten; verläßt man sich aber auf ihr Kommen, so bleiben sie so sicher aus wie der Geldbriefträger. Das ist nämlich auch ein ganz heimtückischer Geselle!

John B. Waltham hatte auf dem Dienerbett eine wenig komfortable Nacht verbracht; er erhob sich mit dem Vorsatze, schleunigst ein menschenwürdiges Lager für seinen Kock beschaffen lassen zu wollen. Das war aber auch der einzige Entschluß, den er während der schlaflosen zugebrachten Nacht gefaßt hatte.

Als er an der kleinen Küche vorüberkam, traf er in ihr Lucy schon in reger Tätigkeit an. Sie sah entzückt rosig aus. Die bei seinem Erblicken ihre Wangen bedeckende purpurne Blutwärme ihn ordentlich; im Augenblicke vergaß er die nächtlichen Beschwerden und fühlte sich ungeheuer vergnügt aufgelegt, er wußte selbst nicht warum.

Sie war gerade beim Waschen von Buchweizenkücheln, eine sonst für John B. Waltham herzlich gleichgültige Geschichte. Heute verkürzte er indessen ein ganz merkwürdiges Verlangen nach solch einem delikaten Gapsen, und er bat so lang und so drollig, bis Lucy eines der runden braunen Dinger auf einen

Teller legte, es sorglich mit Whornsyrop begoß und ihm darreichte. Als er dabei nicht nur den Teller, sondern auch die rosigen Fingerspitzen faßte und festhielt, wurde sie verwirrt und zitterte. Das machte ihn noch übermütiger, und mit knabenhaft jedem Nachen fragte er, wie fein „Frauchen“ geschlafen habe.

Sie schaute hilflos. „Aber Herr Waltham“, meinte sie fast weinerlich, „nun verspotten Sie mich auch noch!“

„Fällt mir gar nicht ein!“ versicherte er, um im gleichen Atem fortzufahren: „Die Kuchen sind aber köstlich! Ich möchte sie nie wieder zum Frühstück missen!“

Sie sagte gar nichts, doch ehe er sich dessen versah, hatte sie ihm die Tür vor der Nase zugemacht. Da mußte er freilich weiter gehen, doch er war durchaus nicht beleidigt, sondern schmunzelte recht vergnügt vor sich hin.

Im Eßraum traf er seine beiden Gäste an. Sie waren weniger vergnügt; besonders Smith wollte schlecht geschlafen haben, was er dem von Jagersoll verübten ungeheuerlichen Schnarchkonzert zuschrieb. Sein „Wize“ litt schweigend und suchte mit seinen Wassergaugen gen Himmel zu blicken, als wollte er diesem zum Zeugen seiner Unschuld anrufen.

Nach dem Frühstück setzte man sich zur Arbeit nieder. John B. Smith war nicht wenig erstaunt, als er hörte, daß Lucy als Stenographin zu fungieren gedachte. Doch er ließ es sich gern gefallen und machte ihr eine Menge Komplimente wegen ihrer Vielseitigkeit. Als er sich im Laufe der Verhandlungen von ihrer Geschicklichkeit überzeugte, geriet er ganz außer dem Häuschen. „Schade, daß Sie Frau Waltham sind!“ rief er begeistert. „Ich würde eine solche Privatsekretärin mit Gold aufwiegen. Nein, im Ernst! Ich zahle Ihnen jedes Wort.“ — Waltham, Sie müssen das Nobelgeld Ihrer lieben Frau um mindestens tausend Dollar monatlich erhöhen, denn so viel ist sie schon als Sekretärin wert!“

Mit einem neckischen Blick streifte Lucy des Minenkönigs Züge, doch sie wurde rot und schaute schnell wieder fort, als er kaltblütig erklärte, ihm sei das Talent seiner Frau die doppelte Summe wert, und er werde demnächst mit ihr auf solcher Grundlage einen Vertrag abschließen.

Das hielten die beiden Herren für einen Kapitalwitz, den sie pflichtgemäß belachten. Lucy aber saß in wohligen Träumen; sie kam sich plötzlich gesichert vor, gar nicht mehr wie ein überzählig Böselein auf schwankem Aste. Gewiß, was Herr Waltham gesagt hatte, war im Scherz geschehen, sie dachte ja auch nicht entfernt an ein derartiges Nieseneinkommen. Doch in ihr lebte ein immer noch sich beständigendes Vertrauen, das ihr die Zukunft in sorglosem Lichte zeigte. Ganz heimlich gestand sie sich, daß Waltham dem Ideal, das sie sich von einem rechtschaffenen, edel und vornehm denkenden Mannie gemacht, vollkommen entsprochen; er würde seine starke Hand über sie gebreitet halten und ihr einen Posten sichern, dessen Einkünfte ihr die Sorgen fürs Mutter und Geschwister ermöglichten. Er behielt sie vielleicht in seiner Nähe; doch nein, das wollte sie nicht,

das würde sie unter keinen Umständen annehmen. Sie blieb sich die Antwort schuldig, warum eigentlich sie dies nicht wollte und konnte.

Die Verhandlungen ließen sich weit günstiger an, als Waltham zu hoffen gewagt hatte. Er wurde sich nicht bewußt, daß dies wesentlich seiner eigenen Nachgiebigkeit zu danken war, welche die beiden anderen manchmal in freudiges Erstaunen versetzte. Bisher hatte man sich über an sich unwesentliche Einzelheiten nicht einigen können; besonders die genaue Umschreibung der Machtbefugnisse der beiden beteiligten Interessenthaupter hatte Schwierigkeiten gezeitigt, hervorgerufen durch den grenzenlosen Ehrgeiz Walthams, der kein Titelchen von seinen Rechten, die er bisher als unumschränkter Alleinherrscher ausgeübt, hatte aufgeben wollte. Das war nun mit einem Schlage anders geworden. In seiner jetzigen Gemütsstimmung erfaßte er die Dinge unter einem ganz neuen Gesichtswinkel. Was ihn gestern noch völlig ausgefüllt, sein schrankenloser, rücksichtslos zur Betätigung drängender Ehrgeiz, dünkte ihm heute nur als der geringere Teil seines Innenlebens. In ihm war eine Sehnsucht nach ungleich mehr erwacht, als es die Befriedigung geschäftlicher Machtstellung bieten konnte.

Da man im Prinzip einig war und durch eine Interessensverschmelzung beide Parteien nur gewinnen konnten, war man nun auch bald über die Festsetzung und den genauen Wortlaut der einzelnen Vertragsparagrafen schlüssig. Ingersoll genoß mit Recht den Ruf, einer der schlauesten und zuverlässigsten Korporationsanwälte zu sein; er entledigte sich der gestellten Aufgabe, den Wortlaut des Vertrags zu formulieren, mit Meisterschaft.

Wider Erwarten wollte Smith, als ihm das von Luchs geschickten Händen gefertigte Dokument zur Unterschrift vorgelegt wurde, von einer Vollziehung noch nichts wissen. „Ich tue nichts ohne meine Frau“, erklärte er. „Es ist ihr Geld so gut wie meines, das in Frage kommt. Natürlich weiß ich, daß sie sich der Vertragsvollziehung nicht widersetzen wird, wünscht sie einen öhrlichen Frieden doch so dringend wie auch ich. Aber ich will mir den Rücken decken. Heute Abend sind wir daheim. Mit Ihrer lieben Frau sind Sie mein Gast, Waltham, und habe ich die Sache über Nacht mit meiner Frau nochmals durchgesprochen, schreiben wir morgen früh zur Unterzeichnung. Und nun, bitte, nichts mehr von Geschäften!“

(Fortsetzung folgt.)



Daß du nicht kannst, wird dir vergehen,
Doch nimmermehr, daß du nicht willst.

Henrik Ibsen.

Das Bismard-Jahr.

Eine Würdigung Bismarcks und seiner Politik in Einzelschilderungen. In Verbindung mit namhaften deutschen Gelehrten als Säkularschrift herausgegeben von Max Lenz und Erich Marcks. Mit 14 ganzseitigen Kupferdruckbildern. (Verlagsbuchhandlung Broschel u. Co., Hamburg.)

Zwischen 1815 und 1915 steht Bismard und seine Zeit. Ein Denkmal dieser hundert Jahre und des gewaltigen Werkes, das in ihnen vollbracht wurde, ist das von Max Lenz und Erich Marcks, den bekannten Bismardforschern, im Verlage von Broschel u. Co., Hamburg, herausgegebene „Bismard-Jahr“ geworden. Als seine ersten Lieferungen erschienen, war sich in Deutschland niemand bewußt, daß der 1. April 1915 in eine Schicksalswende fallen würde, wie sie Deutschland und die Welt noch nicht erlebt hatten. Im Frieden und Ruhe rüstete sich die Nation, den Gedenktag zu begehen, der ihr vor einem Jahrhundert den Schöpfer des Reiches geschenkt hatte. Auch das in Lieferungen vorgesehene „Bismard-Jahr“ sollte der Vorbereitung auf diesen Tag dienen. Die Anregung fand bereitwilliges Entgegenkommen. Da brach unerbittlich der Krieg aus, wurde durch ihn das Bismard-Jahr zunächst natürlich in Stoden gebracht, so hat es die Bedeutung des Buches nur vertieft. Die Herausgeber haben ihr Werk nach eintägigen Bägern in der vorgesehenen Weise zu Ende geführt, als ein Denkmal für den Reichsverweiser der deutschen Einheit, die jetzt ihre Aufgabe

erfährt. Durch diesen Krieg ist das Jahr 1915 erst recht ein Bismard-Jahr geworden. Wie die Kriege vor hundert Jahren wird auch der jetzige Krieg eine neue Weltordnung heraufführen, und Bismarcks Wege sind es, die wir in seinem Verlaufe wandeln.

An der Spitze des Werkes entwirft Erich Marcks ein mit den lebendigsten Farben ausgeformtes Bild der Gesamtpersönlichkeit Bismarcks, die so tief im deutschen Leben Wurzel gefaßt hat. Noch in einem andern Beitrag hat Erich Marcks die menschliche Wesenheit des gewaltigen Mannes beleuchtet, in seiner Betrachtung „Bismard als Künstler“, die mit seiner Spürsamkeit nachweist, wie der große Kämpfer besonders der Ruß und der Dichtung nahestand und wie das Künstlerium mit seinen staatsmännischen Fähigkeiten im Wurzelboden seiner Persönlichkeit durch seine und feste Fäden zusammenhing. Was Bismarcks sehr enges und eigenartiges Verhältnis zur Ruß betrifft, so geht hierauf in anziehender Weise noch Richard Sternfeld in seinem Aufsatz „Bismard und die Ruß“ näher ein. Bismarcks Stellung zur Religion behandelt Eberhard Gothein in einer tiefgreifenden Erörterung, die zu dem Schluß kommt, daß seine Religion nicht von den Festungswerten eines bestimmten Katechismus-Glaubens umschänkt gewesen sei; seine Religion habe vielmehr offen dagelegen, wie ein Stück freier Natur unter Gottes freiem Himmel. Zur Gattung dieser Aufsätze möchten wir endlich auch Theobald Dieckers fesselnde Ausführungen über „Bismard und die akademische Jugend“ rechnen.

Die Mehrzahl der Beiträge gilt selbstverständlich dem Diplomaten und Staatsmann Bismard. Mit dem Diplomaten befaßt sich Max Lenz in einer reizvollen Studie, die durch eine fernere Betrachtung des gleichen Autors über Bismarcks Verhältnis zu Napoleon III. ergänzt und vertieft wird. Daß Bismard als Schöpfer nicht nur des äußeren, sondern auch des inneren Deutschlands gelten müsse, bildet den Leitfaden für die fesselnden Erörterungen von Max Lenz über „Bismard und die deutsche Idee“.

Daß Bismard als Politiker aller Versuche spottete, ein System aus seinen politischen Gedanken zu bereiten, geht aus den Betrachtungen Otto Dinghs über Bismarcks Stellung zur Monarchie und zum Beamtentum hervor. Erich Brandenburg hat sich das Thema „Bismard und die Reichsgründung“ zur Behandlung erwählt und schildert an wenigen großen Wendepunkten Bismarcks entscheidende Wirksamkeit, während Friedrich Reinede in feinsinniger Betrachtung die Beziehungen Bismarcks zu dem neuen Deutschland darstellt. Lebt Bismard mit der Tat der Reichsgründung auch in der weltgeschichtlichen Vorstellung des Auslandes weiter, so ist für uns nicht minder wichtig die Frage, wie der Schöpfer des Reiches nach geschehener Grundlegung das Haus, in dem wir jetzt wohnen, ausgebaut habe. Wird dieses Thema bereits in den eben erwähnten Ausführungen Friedrich Reinedes behandelt, so gehen andere Beiträge näher auf die einzelnen Schöpfungen ein, mit denen Bismard Deutschland ausstattete, so in einem Aufsatz Karl Rathgens über Bismarcks Sozialpolitik, in einem weiteren von Adolph Wagner über Bismarcks Wirtschafts- und Finanzpolitik.

Daß uns das Schicksal so in die Welt gestellt hat, daß wir nur bei der größten Kraftanstrengung unüberwindlich bleiben, leuchtet aus dem Beitrag von Fritz Endres über Bismard und die Armee hervor. Hermann Onden untersucht in interessanter Weise Bismarcks Verhältnis zu den Parteien. Nicht minder fesselnd sind die Betrachtungen, die Martin Swahn über das Verhältnis Bismarcks zum Elsaß anstellt. Die gleichzeitige Außenpolitik Bismarcks spiegelt sich in den Beiträgen Karl Rathgens über seine Kolonialpolitik, Max von Sagens über seine Orientpolitik, Felix Radschals über Bismarcks Verhältnis zum Slaventum und Adalbert Wahls über Bismard und die Engländer.

Schon in diesen Aufsätzen wird das Verhältnis gestreift, in dem Bismard zu dem gegenwärtigen Kriege steht, wie auch die erwähnten Erörterungen Friedrich Reinedes und Fritz Endres uns diesem Thema näher führen. Wenn ihm im Unmut des Alters zuweilen schien, als schließe die Entwicklung Deutschlands andere als die von ihm gewollten Bahnen ein, so wird doch die Geschichte sein Werk gegenüber seiner eigenen Enttäuschung rechtfertigen, ja, sie hat es in dieser Stunde schon gerechtfertigt; so müssen auch alle die, die vorher geweisselt hatten, seit dem 4. August 1914 bekennen. Bismard selbst würde sich diesem Ergebnis nicht verschlossen haben, ist doch alles so gekommen, wie er es in seiner gewaltigen und erhabenen Rede vom Jahre 1888 prophezeit hat: das ganze Deutschland werde wie eine Pulvermine aufliegen, wenn das friedliche deutsche Volk ungerechtfertigt angegriffen werde. Abschließende Betrachtungen darüber stellt Max Lenz in seinem anziehenden Aufsatz „Der Weltkrieg im Spiegel Bismardischer Gedanken“ an. In ihm, der den vollenden Ausklang unseres trefflichen Bismard-Werkes bildet, wird hervorgehoben, daß Bismarcks Bild seinem Volk nicht nur die Verheißung ungeheurer Taten, sondern der Sporn der Größe, der Quell der Zuversicht und der Hoffnung bleibe. In diesem Sinne geht der Verfasser im Bismardischen Gedanken den Wegen, die aus dem Schicksal führten, nach und schaut von solcher Warte her auf das neue

Weltalter hinüber, das der Kampf, der Sieg, den wir vor uns sehen, bringen wird.

So darf diese Würdigung Bismarcks und seiner Politik in Einzelschilderungen als das erste Werk der Bismarck-Literatur betrachtet werden, die Vergangenheit und Gegenwart zu einer lebendigen Einheit verbindet und den Leser klar werden läßt über die dauernden Bedingungen zur Erhaltung seiner großen Schöpfung. Dieser Bedeutung entsprechend, hat der Verlag das Werk ausstatten lassen. Das Buch macht auch im äußerlichen den würdevollen Eindruck. Den wertvollsten Schmuck des Buches bilden die vierzehn Bildnisse Bismarcks, in Kupfertiefdruck meisterhaft ausgeführt. Abgesehen hat Karl Nahr in dem Bismarck-Jahr eine fesselnde Studie „Bismarck im Bilde“ veröffentlicht, die zur rechten Betrachtung der Abbildungen die wertvollsten Fingerzeige gibt.

Wäge das deutsche Volk, dem diese wirklich schöne Gabe bestimmt ist, sie freundlich aufnehmen in dankbarer Erinnerung an den Schöpfer seines Vaterlandes, zumal da die Reineinnahme aus seinem Vertriebe dem Fonds für die Bismarckfeier der deutschen Studentenschaft und dem Fonds für das Bismarck-Nationaldenkmal auf der Elisenhöhe in dem uns benachbarten Vingerbrück überwiesen werden wird.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die Silvester-Bislon des Jaren. Raufschender als sonst wurde die Silvesterfeier 1918 am Jarenhofs begangen, da sie im Vorzeichen des heutigen Krieges und damit der erhofften Verwirklichung des alten russischen Traumes, Konstantinopel zu erringen, stand. An Reden und Ansprachen, die dies Ereignis bereits als sicher eintretende Tatsache feierten, in Nikolaus II. ob seiner künftigen Erfolge den größten Herrscher seit Peters des Großen Zeiten priesen, Frankreich und England für ihre Bereitwilligkeit, Rußland zu dienen, lobten, unserer baldigen Vernichtung zuzubekommen, herrschte kein Mangel. Doch endlich, so wird in den Petersburger Hofkreisen, deren Erzählungen dies Geschichtchen wiedergibt, weiter berichtet, zog sich der Zar mit einigen Getreuen vom rauschenden Fest zurück, um im Kreise der wenigen Auserwählten den alten, geheiligten Sitten zu huldigen. Lachend, frohen Herzens trat Nikolaus II. vor den Spiegel, der gemäß der Überlieferung dem Herrschenden in dieser Stunde die Zukunft kündigt. Doch bleicher wurde das Antlitz des Herrschers und verriet, je länger sein erschrockenes Auge in das Glas starrte, immer mehr zutage tretende Zeichen des Entsetzens. Rußland war es — so behaupten die boshafte Erzähler jenes Silvestergeschichtchens — das Nikolaus II. sah, nur kleiner an Umfang als das ihm bekannte, zudem lediglich von Bauern bewohnt, die etwas Gefundes, Starkes und nichts mehr vom Kriechenden, Angstlichen an sich hatten und die selber, vom Barismus befreit, die Regierung des gesamten Reiches bildeten.

Der Dichter des Kriegs-Neujahrsliedes. Wohl in allen evangelischen Kirchen wurde zum Jahresanfang Paul Gerhards ergreifendes Neujahrslied „Nun laßt uns geh'n und treten, mit Singen und mit Beten“ gesungen. Das Lied gehört zu den schönsten kirchlichen Gesängen, die uns Paul Gerhardt, in dem wir einen unserer größten geistlichen Dichter verehren, geschenkt hat. Und gerade dieses Neujahrslied verdient es, daß man ihm heute in allen Kreisen unseres Volkes seine besondere Aufmerksamkeit zuwendet. Wie wunderbar ergreifend heißt es da im zweiten und dritten Verse:

„Wir geh'n dahin und wandern
Von einem Jahr zum andern,
Wir leben und gedeihen
Vom alten zu dem neuen.
Durch so viel Angst und Plagen
Durch Bitten und durch Jagen
Durch Krieg und große Schreden
Die alle Welt bedecken.“

Wir merken heraus, daß das Lied in Kriegszeiten gedichtet worden ist. Paul Gerhardt, der im Jahre 1607 in Gießen geboren wurde, hatte gerade sein erstes Lebensjahr vollendet, als der Dreißigjährige Krieg mit seinen Schreden und Räten in unser armes Vaterland hereinbrach. Seine weitere Jugend, seine Jünglingszeit und sein erstes Mannesalter fielen in die schreckliche Zeit, in der Deutschland auf das

schwerste von den Drangsalen des dreißig Jahre währenden Krieges heimgesucht wurde, der ja damals ausschließlich auf deutschem Boden ausgefochten wurde. Welche Not, welches Elend muß Paul Gerhardt mit eigenen Augen geschaut haben! Er hat die Not des Krieges auch genugsam am eigenen Leibe erfahren. Nachdem er das Studium der Theologie beendet hatte, bemühte er sich viele Jahre lang vergebens, auch nur den bescheidensten Wirkungskreis in seinem Berufe zu erhalten. In den letzten Jahren des Krieges fand er endlich Unterkunft im Hause des kurfürstlichen Kammergerichtsadvokaten Berthold in Berlin, so daß er wenigstens vor den ärgsten Nöten des Lebens geschützt war. Erst drei Jahre nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges, im Jahre 1651, wurde dem schwergeprüften Manne, der bereits sein 44. Lebensjahr vollendet hatte, die erste Anstellung in seinem geistlichen Amte als Propst in Mittenwalde bei Berlin zuteil. Inmitten der Wirren und Plagen des Krieges, der Verwüstungen und Zerstörungen, die sein Auge überall sehen mußte, dichtete Paul Gerhardt seinen wundervollen Neujahrslied, und wir verstehen es nun, wenn er im neunten und zehnten Verse singt:

„Gib mir und allen denen,
Die sich von Herzen sehnen
Nach dir und deiner Hulde
Ein Herz, das sich gedulde.
Schließ zu die Jammersporen
Und laß an allen Orten
Auf so viel Blutvergießen
Die Friedensströme fließen.“

In unübertrefflicher Weise hat schon vor mehr als 250 Jahren der große Dichter das zum Ausdruck gebracht, was auch in der jetzigen Kriegszeit die Seele aller Deutschen, vor allem der Dahingebliebenen, bewegen muß. „Ein Herz, das sich gedulde“ ersuchte der geistliche Dichter zu einer Zeit, in der unser Vaterland noch viel ärger von der Kriegswut heimgesucht wurde als in unseren Tagen, zu einer Zeit, als der Hunger und die Pest, die im Gefolge des damaligen Völkerrings austraten, ganze Landstriche Deutschlands von ihren Einwohnern entblöhten. Es ist ein Neujahrswunsch, der auch heute an uns und vor allem an die Dahingebliebenen gerichtet sein könnte, unter denen es immer noch manche Kleinmütige gibt. Unsere tapferen Kämpfer da draußen, die in fremden Ländern in den Schützengräben treue Wache vor dem Feinde halten, kennen keinen Kleinmut. Sie haben das „Herz, das sich geduldet“, denn die harte Notwendigkeit des Krieges hat ihnen die Überzeugung beigebracht, daß dies die wichtigste Vorbedingung des endgültigen Sieges ist.

Erinnerungen eines alten Sanitäters. In der Handschriftensammlung der königlichen Bibliothek zu Berlin befindet sich ein unansehnlicher, arg zerstoener Band, der 173 von einer unscheinbaren, schlechten Handschrift beschriebene Blätter enthält. Aber diese keineswegs lockende Schale birgt einen überraschend guten Kern. Denn das Buch hat sich bei näherer Prüfung als ein ungemein fesselndes und höchst wichtiges deutsches kulturgeschichtliches Denkmal erwiesen. Der bekannte Kultur- und Literaturhistoriker Dr. Ernst Conrath hat es als solches erkannt und in Druck gegeben. Es ist unter dem Titel „Meister Johann Dieck“ (oben bei Wilt, Langewiesche-Brandt in Ebenhausen bei München erschienen, Wir kennen bisher keine Lebensbeschreibung, die nur annähernd mit solcher Ausführlichkeit von dem bürgerlichen Leben in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Kunde brächte wie die Selbstbiographie des Feldschers und Hofbarbiers Johann Dieck in Halle. Sie stellt ein rundes, farbenfattles Bild jener Tage, wie sie der Bürger erlebte, vor uns hin und bildet so eine neue Quelle, die unsere Kenntnis von den Zuständen dieser Zeit wesentlich bereichert. In seinem 70. Jahre begann Meister Dieck eine treue Beschreibung seines Lebens, „item alles dessen, was er wider die Türken, am Nordpol, in deutschen Gauen und Gassen, unter Soldaten, Räubern und Bürgern, Jungfern und Gespenstern, endlich in seiner Vaterstadt Halle mit zweien Frauen erfahren und so auf dieser Welt insgesamt hat leiden müssen“. Darin erzählt er an einer Stelle einigen Breslauer Barbiergehilfen den Geist, der Medizin, wie er ihn begreift: „Nämlich: daß die Universal-Heil-Kur der Menschen hauptsächlich in denen vegetabilibus, Kräutern, Gewürzen und Bäumen verborgen, weil selbige mit dem menschlichen Leib und Geist konform, Die Mineralia aber selbigen zu hart, porrig, korroffisch und

mehrheitens gefährlich und tödlich, wenn sie von denen Un-
erfahrenen gemacht; ja, wenn sie auch noch so wohl präpariert,
dennoch heftig wären und etwas Schlimmes hinter sich
ließen. Ich machte ihnen weitläufig das Argument, daß
unserer ersten Eltern, Adam und Eva, von einem Baum die
Sünde in das ganze menschliche Geschlecht gebracht. Von der
Sünde käme der Tod und alle Krankheiten des Menschen, nach
der Schrift. Nun Christus, unser Heil und Seligkeit, als der
rechte Samariter und Arzt zu helfen, habe nach der ewigen
Vorsehung Gottes am Holz des Kreuzes müssen leiden und
sterben, uns dadurch wiederum von den Sündenwunden zu
heilen, auch so viel Kraft und Vermögen in die Bäume,
Wurzeln und Kräuter gesetzt, daß ich dafür halte: Wenn wir
die erste Erkenntnis vor dem Fall noch hätten (und nicht
verloren), die Kräuter, Blumen und Stauden in ihrer rechten
Zeit und Stunde zu kolligieren, wir würden damit große
Miracula erweisen. Wie man teils ihn noch an einigen, un-
gelehrten Leuten mit höchster Verwunderung sieht, was sie
tun. Auch an sich selbst brachte er diese Philosophie zur
Anwendung. Davon berichtet er, als er Anno 1786 mit der
brandenburgischen Artillerie als Feldscher die Belagerung der
Festung Ofen mitmachte und von der roten Ruhr befallen
ward, „so bestig, daß jedermann, ich selbst, meinte: ich müßte
an dieser schmerzhaften Krankheit sterben. Ich lag im Bett,
mit alten Lumpen und Säcken bedeckt. Keine Arznei wollte
helfen. Konnte gar nichts essen, obwohl sonst Schmal-Hons
unter vielen regierte. . . . Nun, ich lag so da in meinem Bett
und erwartete mein feelig Ende. War sehr matt und schwach;
ganz verlassen und hatte keinen, der ein'n Trunk Wasser, so
ich teuer bezahlen mußte, holte. Da ging ohngefähr ein
Musketier vorbei, der hatte ein hölzern Spieghel mit soweren
Gurten. Ich rufte und schrie: „Freund, geh' mir auch was,
ich will's bezahlen!“ Allein er wollte nicht; sagte: „Wollt
ihr was haben, holt's im kaiserlichen Lager an der Donau.“
Ich raffte mich zusammen: alle Kräfte bot ich auf; so großen
Appetit zu den Gurten hatte ich. Mehr kriegend als gehend
kam ich zu den Marktleutern an der Donau, welche ganze
Fasböll hatten. Ließ mir erst vor fünf Ungriß bald einen
Fut voll geben, welchen ich mit solcher Begierde aufsaß, daß
ich noch vor zwei Ungriß forderte. Da ward es mir gar
falt im Leibe. Und ich machte mich wieder auf die Heimreise
nach dem Lager, gänzlich vermeinend, es würde nun mein
Lebtes sein. Kam ins Bett. Da war einer von meinen
Kamraden, welcher mich fragte: wo ich gewesen, indem er
vermeinet, mich nicht wieder zu finden. Ich sagte ihm, was
geschehen. Nun, sagte er, das ist der Nagel zur Sterbekiste,
mache dich nun fertig.“ Ich legte mich und bat ihn, mich zu-
zubeden. So er auch tat, so gut er konnte. . . . Sobald ich
mich gelegt, bin ich in Schlaf verfallen. Da er gemeinet, ich
wär tot. Und habe sechs bis acht Stunden geschlafen. Da
war es, als wäre ich neu geboren. Der Schmerz hatte auf-
gehört; die Hitze war weg, in Summa, ich wurde gesund.
Das ließ ich mir ein NB. sein: was die Natur mit Weg' er
sucht, ist ihre Arznei! — Es hat zwar dies seine Raison; weil
die Krankheit sehr hitzig und alle Teile relancierende, die
eingemachten Gurten aber kühlend und abstringierend. Doch
mag ich dies Rezept nicht in mein Rezeptbuch schreiben, wie
jener Doctor: Sauerkraut vor das Fieber!“

Kriegsfilm in England und Frankreich. Das Filmwesen ist,
wie die Londoner Blätter berichten, in England und Frankreich
durch den Krieg noch mehr als früher in den Vordergrund des all-
gemeinen Interesses gerückt worden. Während man früher aus er-
zieherischen und volkswirtschaftlichen Gründen das Unförmige
des Films einschränken suchte, wird der Film jetzt sogar durch
seine alten Gegner, die Schulbehörden und die Geistlichkeit, gefördert.
Der Krieg, der jede, besonders jene der Öffentlichkeit allgemein zu-
gängliche Erscheinung auf neue Weise beleuchtet und durch neue Ver-
wendungsmöglichkeiten bereichert hat, mußte auch die Propaganda-
möglichkeit des Films greifbar machen. Daß diese Ausnutzung der
Filmbühnen gerade in Frankreich und England besonders stark be-
trieben wird, hat seine Hauptursache in den Verhältnissen und der
Haltung des Publikums in den beiden Ländern. Während in
Deutschland die Opferfreudigkeit und das unbedingte schrankenlose
Pflichtbewußtsein in höchstem Maße ausgebildet sind, so daß eine
Propaganda im Reiche vollkommen überflüssig erscheint, ist in Frank-
reich und England eine sorgfältige kriegerische und nationale
Klameartätigkeit sehr bounden. Darum wird der Kinematograph
vort in weitestgehendem Maße in die Dienste der Kriegsführung ge-
stellt. Die gesteigerten Anforderungen, die durch diese Verhältnisse
an die Films gestellt werden, und die Zunahme der Erzeugungs-

menge haben die Zahlen in der englischen Filmstatistik stark empor-
schleunigen lassen. So sollen — wenigstens wird dies in der „Times“
behauptet — ganz große Films in der Kostenhöhe bis zu einer
Million Mark erzeugt worden sein. In England wird die Film-
kriegerkelame besonders durch das Nichtvorhandensein eines all-
gemeinen Wehrpflichtgesetzes hervorgerufen, und sie ähnelt in ge-
wissem Sinne dem Klameapparat der Werbekommissionen. Selbst-
verständlich müssen auch diese Films — was Handlung, Pracht, Spiel
und Unterhaltung betrifft — dem Geschmack des breiten Publikums
entgegenkommen, da sie sonst nutzlos wären und in keiner Weise zur
Erreichung des gewünschten Zwecks beitragen würden. Darum hat
auch die englische Regierung der Unterhaltungsfucht der Londoner
Bevölkerung in dieser Hinsicht eher Vorbehalt geübt, als daß sie
ermahnend oder einschränkend auftrat. Der kostspieligste und größte
aller während des Krieges in England erzeugten Films ist wohl
das Sensations- und Kolossalstück „Die Geburt der Nation“, das
monatelang in allen größeren englischen Filmtheatern vorgeführt
wurde und auch heute noch in London und vielen anderen Städten
gezeigt wird. Mit einem großen Klameapparat wurde auch der
Film Cabirio von d'Annunzio in Szene gesetzt, der den unvergleich-
lichen Ruhm des alten Rom vor Augen führen soll. Daß die eng-
lischen Fabrikanten der süßlichen Liebesgeschichten und Nistliteratur
unter der Maske nationaler Tätigkeit diese Gelegenheit nicht vor-
übergehen lassen, ohne die Filmkonjunktur auf ihre Weise auszu-
nützen, versteht sich von selbst. In Frankreich macht das Wehrpflicht-
system die rollenden Werbebilder überflüssig. Dagegen sucht man die
allgemeine Stimmung durch den Kinematographen nach Kräften zu
unterstützen, wobei man nicht vergißt, die angebliche Barbarei der
Deutschen durch — natürlich in Frankreich erzeugte und gestellte —
Hintertreppensfilme zu „beweisen“. Eine wichtige Rolle spielt der
Film in Frankreich als Propagandamittel in staatswirtschaftlichen
Dingen. So soll er vor allem dazu dienen, den hartnäckigen fran-
zösischen Sparern denbeutel zu lockern und dem im Wollstrumpf
verwahrten Gold den Weg nach der Banque de France zu weisen.
Der jüngste Film dieser Art stellt, wie einem ausführlichen Bericht
des „Daily Chronicle“ zu entnehmen ist, eine Klame für die neue
französische Kriegsanleihe dar. Zu diesem Zweck wurde auf Staats-
kosten ein besonderes Filmprodukt hergestellt. Dieser Staatsfilm,
der in allen französischen Städten abgerollt wird, besteht aus zehn
Teilen. Der erste Teil zeigt die verammelte Kammer und den
Senat im Augenblick der Annahme der Anleihevorlage; der zweite
den organisatorischen Anleiheapparat, der dritte den amtlichen Aus-
weis, der jedem an der Anleihe Beteiligten ausgehändigt werden
soll, die übrigen Teile führen die populärsten Zeichnungen und
Bilder vor, die irgendwie auf die Anleihe Bezug haben.

Das Gespenst der Meere. Das folgende, für die Herr-
schaft der deutschen Unterseeboote und die peinliche Lage der
meerbeherrschenden Alliierten bezeichnende Stimmungsbild
aus einem französischen Hafen findet sich im „Journal“:
„Zwei Arten von Handelsschiffen befahren jetzt nachts die
Meere: strahlend erleuchtete und gespensterhaft verüllte. In
der einsehenden Dunkelheit des Winterabends, an der Ein-
fahrtsbucht eines französischen Hafens sehen wir täglich das
gleiche Schauspiel. Das Dunkel senkt sich herab, der Regen
schlägt auf das Steinpflaster. Plötzlich ertönt vom Meere aus
ein langgezogenes, gellendes Signal. Es ist eine Sirene:
das Zeichen, daß ein Schiff einfährt. Doch vergebens sperret
man die Augen auf, um den ankommenden Dampfer zu er-
blicken. Man sieht nichts. Alle Richter — mit Ausnahme der
roten und blauen Laterne an Bord- und Steuerbord — sind
verüllt. Kein Lichtschimmer zeichnet den Schiffskörper über
den dunklen Wellen an. Der Name des Schiffes ist sorgsam
abgekratzt, die Bezeichnung des Heimathafens ist mit schwarzer
Farbe überdeckt. Es ist ein Stück schwarzer Nacht, das mit
Dampfkraft das nächtliche Meer befährt. Es ist ein Handels-
dampfer der Alliierten. . . . Kurze Zeit darauf ertönt wieder
der houlende Schrei der Sirene. Ein Schiff fährt aus, dem
offenen Meere entgegen. Aber diesmal strahlt der Schiff-
rumpf in hellem Lichterglanz. Alle Lampen leuchten, vom
Heß bis zum Bug feiert der elektrische Lichtstrom ein Fest
der Leuchtkraft. In den Bordwänden und an der Brustwehr
der Kommandobrücke sind weithin sichtbare farbige Transpa-
rente angebracht, die in Niefenbuchstaben den Namen des
Schiffes, die Nationalität und den Heimathafen verlinken:
Lofote, Norwegen, Malmö. Das ist ein neutraler Dampfer.
Die einen leuchten, um sich zu schützen, die anderen tauchen in
Dunkel, verhüllen ihre Herkunft zu demselben Zwecke.
Draußen aber, irgendwo unter den Schaumkämmen der See,
kruzt ein unsichtbares Unterseeboot.“